
2. Philosophie der Philosophie

Eugen Fischer

Nach zwanzig Jahren der Vernachlässigung spielt die Philosophie der Philosophie bzw. Metaphilosophie wieder eine zentrale Rolle – und gibt dem Fach seit der Jahrtausendwende neue Impulse. Sie untersucht Struktur, »Wesen« und Entstehung philosophischer Probleme, Ziele und Motivation philosophischer Arbeit, Möglichkeiten und Arten philosophischer Erkenntnis sowie Methoden und Arbeitstechniken der Philosophie. Ihre Leitfragen lauten:

- Mit welchen Arten von Problemen beschäftigt sich die Philosophie? Wie unterscheiden sie sich von den Problemen anderer Disziplinen?
- Warum sollten wir uns mit solchen Problemen befassen? Was sollen philosophische Theorien leisten? Wozu ist philosophische Reflektion gut?
- Was für Erkenntnisse lassen sich aus dem sprichwörtlichen philosophischen Lehnstuhl gewinnen? Wie können (und müssen?) wir sie mit empirischen Erkenntnissen zusammenbringen?
- Welche Methoden und Arbeitstechniken verwenden Philosophen? Was lässt sich mit solchen Methoden erreichen? Wie können wir sie um neue Methoden ergänzen?

Das vorliegende Kapitel skizziert, wie die historische Entwicklung insbesondere der analytischen Philosophie diese Fragen zuspitzt und zur lebhaften Diskussion in der Gegenwart geführt hat (Abschnitt 1). Arten und Möglichkeiten philosophischer Erkenntnis werden vor allem im Zuge der Debatte um die Rolle von Intuitionen in der Philosophie behandelt (Abschnitt 2). Wie die weitergehende Diskussion um philosophische Methoden wird diese Debatte geprägt von der Auseinandersetzung mit der experimentellen Philosophie. Diese philosophische Bewegung setzt experimentelle Methoden und Erkenntnisse aus der Psychologie für neue philosophische Ziele ein, etwa für die Ermittlung und Bewertung philosophisch relevanter Intuitionen (Abschnitt 3). Die ansonsten üblicherweise impliziten Hintergrundannahmen über Ziele und Motivationen philosophischer Arbeit sowie Fragen nach charakteristischen Eigenarten philosophischer Probleme werden in Debatten um kognitive versus therapeutische Philosophiekonzeptionen explizit verhandelt (Abschnitt 4). In all diesen Debatten finden wir deutliche Anzeichen für die zunehmende Entwicklung der Metaphilosophie zu einer empirischen Disziplin, deren Beiträge in absehbarer Zukunft zu einer ebenso tiefgreifenden Transformation der Philosophie führen könnten, wie sie der Siegeszug der analytischen Philosophie seinerzeit mit sich brachte.

1 Einleitung

Viele der genannten Leitfragen lassen sich ganz ähnlich auch über andere Fächer stellen. Anders als viele andere Fächer hat die Philosophie jedoch keinen offensichtlich eingrenzenden Themen- oder Gegenstandsbereich und kaum spezifische, für sie grundlegende Methoden. Eine etwas grobschlächtige, aber durchaus treffende Karikatur der historischen Entwicklung der Philosophie (vgl. Austin 1961, 232) macht dies verständlich: Zunächst galt jedes Nachdenken als philosophisch, das weder unmittelbar auf praktische Zwecke gerichtet war noch jeglicher Strenge entbehrte. Dementsprechend gibt es kaum einen Themenbereich, der nicht zum Gegenstand philosophischer Überlegung geworden wäre. Philosophen entwickelten und verwendeten dabei generische Formen der Argumentation, die sich auf Probleme und Themen aller Art anwenden lassen. In dem Maße, in dem für bestimmte Problembereiche distinktive Ansätze und Methoden entwickelt wurden, bildeten sich neue Expertengruppen heraus, aus denen oft eigene Fachgemeinschaften hervorgingen und die viele neue Disziplinen hervorbrachten, von der Mathematik (Antike) über die Physik (17. Jahrhundert) bis zur Psychologie (19. Jahrhundert). Dementsprechend entstanden diese Fächer zusammen mit für sie als zentral akzeptierten Begriffen, Annahmen, Methoden und erkenntnisleitenden Interessen, die sie als wissenschaftliche Disziplin konstituierten. Dagegen stellt sich Philosophen bis heute die Aufgabe, ihr Fach – und nicht nur die von Kant (1787/1956: B xv) in diesem Zusammenhang erwähnte Metaphysik – auf den sicheren Pfad einer Wissenschaft zu lenken.

So fehlt der Philosophie bis heute ein das ganze Fach einendes Paradigma im ersten der von Thomas Kuhn unterschiedenen Sinne, jene »disziplinäre Matrix« oder »Konstellation von Meinungen, Werten, Methoden usw. die von den Mitgliedern einer gegebenen Gemeinschaft geteilt werden« (Kuhn 1976, 186) und durch die sie sich von anderen Fachgemeinschaften unterscheiden. Stattdessen grenzt sich die Philosophie von anderen Fächern vermittelt ihrer *Modelle* oder paradigmatischen Beispiele ab (ähnlich der Paradigmen im zweiten Kuhn'schen Sinne). Dabei handelt es sich um Forschungsleistungen, auf die in Forschung und Lehre als besonders repräsentative Beispiele für bestimmte Arten philosophischer Problembewältigung zurückgegriffen wird. Das erste Modell, das die analytische Philosophie des 20. Jahrhunderts in dieser Weise leitete, war Russells Aufsatz »On Denoting« (Russell 1905), der zugleich einen bestimmten Ansatz – logische Analyse – vorführte und anhand von Russells Kennzeichnungstheorie aufzeigte, wie eine spezifisch philosophische Theorie aussehen kann: Sie kann die logische Form von Ausdrücken, deren Bezug oder Bedeutung philosophische Probleme aufwerfen, analysieren und sie so auf andere Ausdrücke zurückführen, die nicht in dieser Weise problematisch sind.

Um solchen Vorbildcharakter anzunehmen, müssen philosophische Texte eine bestimmte Weise, philosophische Probleme zu konzeptualisieren oder Theorien zu konstruieren, klar exemplifizieren oder neue Methoden oder Arbeitstechni-

ken anschaulich zur Anwendung bringen. Sie müssen dafür nicht inhaltlich einflussreich sein. Umgekehrt erlangten die meisten Beiträge, die philosophische Debatten inhaltlich beeinflussten, diesen Vorbildstatus nicht – entweder weil sie bereits wohlvertraute oder rein generische Formen der Argumentation verwendeten oder weil ihre Herangehensweise zu subtil oder kompliziert war, um halbwegs konsensuell als Exemplifikation einer bestimmten lehrbaren Methodik interpretiert werden zu können (was etwa bei Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* (1953) der Fall gewesen sein mag). Weitere Beispiele für Vorbilder aus dem Bereich der theoretischen Philosophie sind Carnaps »Psychologie in physikalischer Sprache« (1932/33), Moores »Beweis einer Außenwelt« (1939), Ryles *Begriff des Geistes* (1949), Austins »Plea for Excuses« (1956), Gettiers »Ist gerechtfertigte wahre Überzeugung Wissen?« (1963) zusammen mit einigen klassischen Antworten (wie zum Beispiel Goldman 1976 und Lehrer/Paxton 1966) sowie Davidsons »Wahrheit und Bedeutung« (1967) und Kripkes *Name und Notwendigkeit* (1972/1980).

Diese sehr verschiedenen Modelle lassen sich zwar nicht unter eine »disziplinäre Matrix« subsumieren. Die meisten lassen sich aber als verschiedene Interpretationen eines Leitthemas oder Slogans betrachten:

»Wir lösen philosophische Probleme durch Begriffsanalyse, die wesentlich Sprachanalyse beinhaltet (aber keine psychologische Forschung).«

Ähnlich wie ein musikalisches Thema mit verschiedenen Instrumenten gespielt und variiert werden kann, so geben verschiedene Modelle diesem Leitthema oder Slogan einen je anderen Gehalt, indem sie unterschiedliche Ansätze logischer, semantischer und pragmatischer Analyse verwenden (die sich erst im Zuge analytischer Forschung ausdifferenzierten) und verschiedenartige Ziele verfolgen: Logische Analyse zum Beispiel wurde ebenso dazu verwendet, philosophische Fragen zu beantworten (Russell 1905) wie sie als sinnlos zu entlarven (Carnap 1932/33); sie wurde ebenso dazu herangezogen, die Struktur der Dinge in der Welt zu erhellen (Russell 1918) wie die Struktur von Behauptungen über die Welt (Hempel 1935; Quine 1953). Trotz oder gerade wegen seiner vielfältigen Interpretierbarkeit diente dieses Leitthema zumindest drei Generationen analytischer Philosophen zur (Selbst-) Abgrenzung von anderen philosophischen Traditionen und wissenschaftlichen Disziplinen. Es fungierte damit als Ausgangspunkt metaphilosophischer Diskussion – bis in die 1970er Jahre, als immer mehr analytische Philosophen sich nicht mehr mit »bloßer Begriffsanalyse« zufriedengeben, sondern Tatsachen über die Welt erklären wollten (vgl. Armstrong 1977/1995, 175–177).

Ein Leitthema wie das der analytischen Philosophie dient nicht nur der Herstellung einer kollektiven disziplinären Identität, sondern zugleich der Legitimation: Es bringt philosophische Leistungen in einer Weise auf den Punkt, die herausstellt, inwiefern sie intellektuell lohnend sind, sich von den Leistungen anderer Disziplinen unterscheiden und sich mit Mitteln erbringen lassen, die Philosophen zur Verfügung stehen. Die ersatzlose Ablehnung eines solchen Leitthemas er-

öffnet mithin stets von neuem die Legitimitätsfrage für das Fach. Vielleicht aus diesem Grunde folgten der zunehmenden Ablehnung des obigen Themas die Ausklammerung und Verdrängung bedrohlich gewordener metaphilosophischer Fragen aus dem *mainstream* der analytischen Philosophie, in der sich Umwälzungen in Methoden und Selbstverständnis (wie die Ausbreitung eines neuen Naturalismus) nun ohne die extensiven, expliziten metaphilosophischen Debatten vollzogen, die ihre frühere und spätere Entwicklung begleitet haben.

Die allmähliche Anerkennung eines neuen Leitthemas, unter dessen Ägide die metaphilosophische Diskussion vor etwa zwanzig Jahren wieder auflebte, speiste sich aus drei Quellen. Erstens wandelte sich das traditionelle Projekt der Begriffsanalyse: Im Lichte der psychologischen Erkenntnisse, dass viele Begriffe nicht mit notwendigen und hinreichenden Bedingungen assoziiert sind, sondern mit Prototypen (Rosch 1975) und dass substantielle empirische Probleme dem Erwerb von Begriffen qua Erwerb von Definitionen entgegenstehen (Fodor 1975), erschien die traditionelle Suche nach Begriffsdefinitionen zunehmend problematisch. Das prominenteste der philosophischen Projekte, die Begriffsanalyse auf neue Ziele ausrichten und auf eine teils empirische Grundlage stellen zu wollen, war der »Canberra Plan« (Lewis 1994; Jackson 1998; Braddon-Mitchell/Nola 2009). Für die Analyse eines philosophisch relevanten Begriffs *F* lässt uns dieser »Plan« zunächst Intuitionen über *F* (z. B. Farbe, Überzeugung, Wissen etc.) in eigener Lehnstuhlanalyse sammeln und systematisieren. Um herauszufinden, wofür *F* tatsächlich steht, betrachten wir Theorien aus den Einzelwissenschaften und beziehen *F* auf diejenigen der von diesen postulierten Entitäten, auf die die meisten jener intuitiven Urteile zutreffen. Der spezifisch philosophische Beitrag besteht mithin im Sammeln und Systematisieren von Intuitionen.

Zweitens versprach der sprachphilosophische Externalismus von Saul Kripke (1972/1980), Hilary Putnam (1975) und Tyler Burge (1979), Intuitionen auch außerhalb des zunehmend unpopulären Unterfangens der Begriffsanalyse eine zentrale philosophische Rolle zu verleihen, insbesondere auch bei der Ermittlung metaphysischer Wahrheiten: Diesem Externalismus zufolge hängt der Gehalt vieler Behauptungen primär nicht von den Überzeugungen der Sprecher, sondern von äußeren Tatsachen ab: Falls zum Beispiel gegenwärtige chemische Theorien korrekt sind, ist Wasser notwendigerweise H_2O und der Wahrheitswert von Behauptungen über Wasser hängt davon ab, was auf H_2O zutrifft – selbst wenn der Sprecher von Chemie keine Ahnung hat. Dem »modalen Rationalismus« im Anschluss an Kripke zufolge können uns Intuitionen Einsicht in modale Tatsachen verschaffen: Intuitionen darüber, ob einem Ding einer bestimmten Art bestimmte Eigenschaften widerspruchsfrei zukommen oder abgehen könnten, verschaffen uns in geeigneten Gedankenexperimenten Einsicht darüber, ob diese Eigenschaften dem Ding notwendiger- oder bloß möglicherweise zukommen (oder abgehen) (vgl. Gendler/Hawthorne 2002).

Drittens werden Gedankenexperimente in allen Teildisziplinen der Philosophie unternommen: Auch wo es nicht um modale oder begriffliche Tatsachen

geht, sondern etwa um moralische Prinzipien, unternehmen analytische Philosophen Gedankenexperimente, bei denen Beschreibungen möglicher Fälle intuitive Urteile hervorrufen. Diese werden dann als Evidenz für philosophische Theorien verwendet (man denke an die Standardinterpretation von Kripkes Eigennamentheorie) oder als Ausgangspunkt für ein breites Spektrum philosophischer Argumente, von moralphilosophischen Argumenten zur Abtreibung (Thomson 1971) bis zum »Wissensargument« (Jackson 1982) in der Philosophie des Geistes. Dabei bemühen sich Philosophen oft darum, ihre Intuitionen untereinander und mit ihren Hintergrundüberzeugungen in ein »reflektives Gleichgewicht« zu bringen (z.B. Rawls 1971; Thomson 1971; vgl. Cath, i.E.). Dieses Vorgehen scheint so weit verbreitet zu sein, dass George Bealer (1996, 4) es als das »Standard-Rechtfertigungsverfahren« der analytischen Philosophie bezeichnete. Zugleich bilden die *systematische* oder zumindest vergleichende Betrachtung möglicher Fälle sowie die *rechtfertigende* Verwendung der so gewonnenen Intuitionen eine Praxis, durch die sich die analytische Philosophie von anderen philosophischen Strömungen ebenso unterscheidet wie von anderen Fächern (wie der Physik), in denen Gedankenexperimente eher zu heuristischen und illustrativen Zwecken unternommen werden (vgl. Norton 1996).

Canberra-Plan, modaler Realismus und Überlegungen zur zentralen und distinktiven Rolle von Gedankenexperimenten in der analytischen Philosophie führten so gemeinsam zur weitgehenden Akzeptanz eines neuen Leitthemas, unter dessen Ägide Debatten in der Philosophie der Philosophie erneut auflebten:

»Philosophen ermitteln, bewerten und systematisieren Intuitionen.«

Verschiedene philosophische Ansätze geben diesem Thema genauso verschiedenen Gehalt, wie es beim »klassischen Thema« der analytischen Philosophie des 20. Jahrhunderts der Fall war. Wir werden nun in die metaphilosophische Gegenwartsdebatte einsteigen und betrachten, wie in ihr verschiedene Intuitionsbegriffe für verschiedene Zwecke herangezogen werden.

2 Intuitionen: Ontologie und Psychologie

Bemühungen, die Philosophie auf den sicheren Pfad einer Wissenschaft zu lenken, führten Philosophen von Anfang an in zwei entgegengesetzte Richtungen: *Methodologische Rationalisten* (wie Descartes oder Kant und in noch andauernden Debatten Saul Kripke, George Bealer oder Ernest Sosa) entwickeln, verwenden und verteidigen verschiedene Methoden zum Erwerb apriorischer Erkenntnis, die sich allein auf Intuition, reine Vernunft oder erfahrungsunabhängiges Wissen stützen. *Methodologische Naturalisten* (wie Hume und heute Hilary Kornblith, James Ladyman oder viele experimentelle Philosophen, Überblick: Knobe 2015) wollen philosophischen Fragen und Problemen durch die Verwendung empirischer Methoden und erfahrungswissenschaftlicher Erkenntnisse beikom-

men.¹ Mitglieder beider Lager beteiligen sich rege an der gegenwärtigen Debatte um Natur und philosophische Relevanz von Intuitionen (Überblick: Cappelen 2012; Pust 2012; Booth/Rowbottom 2014). Sie arbeiten dabei mit verschiedenen Intuitionsbegriffen, die auf ihre jeweiligen Zwecke zugeschnitten sind.

Alle Beteiligten können sich auf etliche philosophisch relevante Beispiele für Intuitionen einigen: Es geht – zumindest auch – um das, was wir nach Lektüre einer typischerweise eher kurzen Beschreibung eines möglichen Falles, über den wir sonst nichts wissen,

- (i) spontan und als Erstes zu sagen geneigt sind und dabei
- (ii) unmittelbar einleuchtend finden, auch wenn wir
- (iii) nicht umgehend uns befriedigende Gründe angeben können und
- (iv) gelegentlich nach kürzerer oder längerer Überlegung zu einer anderen Meinung gelangen.

Über die Konzeptualisierung dieses Phänomens und die ontologische Frage, was Intuitionen sind, besteht demgegenüber keinerlei Einigkeit. Die Verwendung der Wörter »Intuition« und »intuitiv« in metaphilosophischen Gegenwartsdebatten ist entsprechend uneinheitlich (Überblick: Cappelen 2012, 49–93; Jenkins 2014b). Das Substantiv wird angewandt auf:

- (1) Überzeugungen (Lewis 1983; van Inwagen 1997; Williamson 2007),
- (2) Urteile (Ludwig 2007; Mercier/Sperber 2009),
- (3) Zustimmungsnegungen (Sosa 2007; Earlenbaugh/Molyneux 2009) und
- (4) Geisteszustände *sui generis* (Bealer 1998; Pust 2000; Chudnoff 2013)

mit charakteristischer/m

- a) Phänomenologie (Plantinga 1993; vgl. Parsons 1995),
- b) Status oder Art der Rechtfertigung (Pust 2000; Bealer 2000; Goldman 2007; Sosa 2007),
- c) Inhalt (abstrakt oder modal) (Sosa 1998; Bonjour 1998; Bealer 2000, 3) oder
- d) Ätiologie (Ludwig 2007; Nagel 2012; Fischer 2014).

Rationalisten postulieren die Existenz von »*rationalen Intuitionen*«, die uns zu apriorischer Erkenntnis verhelfen können: Sie lassen sich aus dem philosophischen Lehnstuhl heraus erstens (etwa aufgrund ihrer Phänomenologie) identifizieren und zweitens (etwa durch Ausübung konzeptueller Kompetenzen) als wahr erkennen und können dabei drittens diverse Überzeugungen, Behauptungen und Thesen rechtfertigen, ohne selbst einer Rechtfertigung zu bedürfen. Dem aus Kripkes modalem Rationalismus (s.o.) hervorgegangenen »*bescheidenen methodologischen Rationalismus*« zufolge sollen Intuitionen dabei nur für die Rechtfertigung

¹ Diese Position zum richtigen Vorgehen in der Philosophie ist unabhängig vom *metaphysischen Naturalismus*, demzufolge die Welt nur aus den Dingen besteht, deren Existenz von erfolgreichen wissenschaftlichen Theorien postuliert wird.

tigung von notwendig wahren Antworten auf allgemeine Fragen nach »Wesen« bzw. Natur von Dingen wie dem Geist, den Tugenden oder der Wahrheit herangezogen werden, die sich durch Ausübung konzeptueller Kompetenzen ermitteln lassen. Diese Position (am detailliertesten ausgearbeitet von Bealer 1996; 2000) rät Philosophen, sich mit solchen Fragen zu bescheiden und sie mit Theorien zu beantworten, die ein »reflektives Gleichgewicht« bzw. maximale Kohärenz zwischen rationalen Intuitionen herstellen, die die entsprechenden notwendigen Wahrheiten a priori rechtfertigen.

Naturalisten greifen demgegenüber auf Konzepte und Ergebnisse der relevanten Erfahrungswissenschaft, der Psychologie, zurück. In Sozial- wie Kognitionspsychologie werden weitgehend »Zwei-Prozess-Theorien« verwendet, die der traditionellen Unterscheidung zwischen Intuition und Vernunft empirischen Gehalt geben (Evans 2008; Kahneman 2011; Evans/Stanovich 2013).² Diese Theorien unterscheiden zwei Arten kognitiver Prozesse: Schnelle *automatische Prozesse* stellen minimale Anforderungen an das Arbeitsgedächtnis. Diese »kapazitätsfreien« Prozesse benötigen kaum Aufmerksamkeit (werden also bei Ablenkung bzw. *multi-tasking* nicht beeinträchtigt), laufen unbewusst ab, setzen unabhängig davon ein, was für Ziele oder Absichten das Subjekt verfolgt, und können danach von ihm nicht beeinflusst werden (Bargh 1994; Moors/DeHouwer 2006). Langsamere *kontrollierte Prozesse* stellen deutlich höhere Anforderungen an das Arbeitsgedächtnis. Sie erfordern Aufmerksamkeit, sind bewusst, von den Zielen des Subjekts abhängig, und können von ihm in ihrem Verlauf beeinflusst werden. Die Unterscheidung ist freilich graduell: Ein Prozess kann jede dieser Eigenschaften in höherem oder geringerem Maße aufweisen und kann kapazitätsfrei sein, ohne alle anderen »automatischen Eigenschaften« zu haben. In erster Annäherung sind Urteile intuitiv oder überlegt, je nachdem, welche Art von Prozess sie erzeugt (welche Ätiologie sie haben).³

Nun erzeugen automatische Prozesse auch Wahrnehmungsurteile und Erinnerungen, die Intuitionen in mancher Hinsicht ähneln. Diese unterscheiden sich von jenen durch ihre Affinität zu Schlüssen:

Intuitionen sind Urteile, die von »automatischen Schlüssen« erzeugt werden, d. h., von weitgehend automatischen kognitiven Prozessen, die regelgeleitete Schlüsse duplizieren, die also von den gleichen Prämissen oder Informationen zu den gleichen Urteilen führen, wie regelgeleitete Schlüsse (vgl. Sloman 1996; Kahneman/Frederick 2005).

² Einige psychologische Intuitionenforscher lehnen diese Theorien ab (z. B. Gigerenzer 2011). In psychologisch informierten metaphilosophischen Untersuchungen werden sie jedoch fast durchweg vorausgesetzt.

³ Auch psychologisch uninformierte Intuitionsbegriffe greifen oft auf eine bestimmte Ätiologie zurück: die Erzeugung auf der alleinigen Grundlage konzeptueller Kompetenzen (z. B. Ludwig 2007, 135 f.) (s. o.). Als »ätiologische Definition« bezeichne ich in der Folge jedoch nur den nachstehenden Begriff aus der Kognitionspsychologie.

Das wohl wichtigste Ergebnis der neueren Psychologie des Urteils besteht in der Erkenntnis, dass Intuitionen ihren eigenen Regeln gehorchen: Während wir in bewusster Überlegung oft normative Regeln verwenden, die bestimmen oder einschränken, was als richtig oder vernünftig zu gelten hat (wie z. B. Regeln der Logik, Wahrscheinlichkeitsrechnung oder Moral), duplizieren die einschlägigen automatischen Prozesse Schlüsse nach *Heuristiken* oder Faustregeln, die in den üblichen Anwendungsbereichen grob richtige Urteile liefern, ohne normativ zu sein. Ob ein Urteil in diesem ätiologischen Sinne eine Intuition ist, erweist erst seine erfolgreiche psychologische Erklärung – dadurch, dass sie es auf einschlägige automatische Prozesse zurückführt.

Die Divergenz verschiedener Intuitionsbegriffe konfrontiert uns mit einer deskriptiven und einer normativen Frage: Welche Arten von Intuitionen – bzw. Intuitionen in welchem Sinne des Wortes – spielen genau welche Rolle(n) in der Philosophie (s. u.)? Und sollten sie diese Rolle(n) spielen (s. nächster Abschnitt, Stichwort »Rechtfertigungsprojekt«)?

Die erste Frage ist eine empirische Frage darüber, was Philosophen tatsächlich tun, wenn sie Philosophie betreiben. Da methodologische Selbstmissverständnisse häufig auftreten, sind die Befragung von Philosophen und die Sichtung expliziter metaphilosophischer Ausführungen weniger einschlägig als Fallstudien zu philosophischen Texten, insbesondere zu Texten, die allgemein als paradigmatische Beispiele für intuitionsgetriebenes Philosophieren betrachtet werden. Eine erste Serie solcher Fallstudien (Cappelen 2012) behandelt die Frage, ob Philosophen rationale Intuitionen als Evidenz für Theorien verwenden. Um solche Intuitionen – oder vielmehr Urteile, die als solche Intuitionen behandelt werden – wenigstens tentativ in philosophischen Texten identifizieren zu können, müssen wir diagnostische Kriterien formulieren, deren Erfüllung nahelegt, dass bestimmten im Text ausgedrückten Urteilen die Eigenschaften von rationalen Intuitionen zugeschrieben werden: (1) charakteristische phänomenale Eigenheiten, (2) die Fähigkeit, andere Urteile und Überzeugungen zu rechtfertigen, ohne selber einer Rechtfertigung zu bedürfen, und insbesondere (3) die Eigenschaft, dass der Denker allein schon aufgrund seiner begrifflichen Kompetenzen ihre Wahrheit zu erkennen vermag. Diesen Ideen lässt sich – etwa durch verschiedene Explikationen oder Theorien »begrifflicher Kompetenz« – ein je unterschiedlicher empirischer Gehalt geben, was jeweils andere diagnostische Kriterien nach sich zieht.

Cappelen (2012, 112) verwendete zum Beispiel die folgenden Kriterien für Rechtfertigungsunbedürftigkeit (vgl. 2):

- 0.1 Das Urteil wird weder [bewusst] aus Prämissen erschlossen noch wird auf Erfahrung (Wahrnehmung, Erinnerung) verwiesen, um es zu untermauern.
- 0.2 Der Autor hat zwar Argumente, die das Urteil stützen, doch ist seine Neigung, das Urteil zu fällen, von Argumenten unabhängig: Selbst wenn all seine Argumente widerlegt oder zurückgenommen werden, besteht seine Neigung fort, das Urteil zu fällen. (Sie besteht fort, weil der Autor meint, dass das Urteil ei-

ner Rechtfertigung – durch diese oder andere Argumente – nicht bedarf. Die Argumente spielen also eine rein dialektische, keine rechtfertigende Rolle.)

Diese Kriterien sind offensichtlich problematisch (vgl. Weinberg 2014), illustrieren aber den einschlägigen Ansatz: Mittels geeigneter diagnostischer Kriterien müssen wir Intuitionen der betreffenden Art in philosophischen Texten identifizieren und ihre evidentielle, argumentative und dialektische Rolle in den Texten analysieren. Cappelens Untersuchung kommt zu dem Schluss, dass in keinem der von ihm untersuchten Texte rationale Intuitionen als Evidenz für Theorien herangezogen werden – oder auch nur auftauchen.

Diagnostische Kriterien für ätiologisch definierte Intuitionen lassen sich mit Hilfe einschlägiger psychologischer Theorien und experimenteller Ergebnisse herleiten. Die dominante Variante der oben skizzierten Zwei-Prozess-Theorie der Kognition postuliert, dass automatische und bewusste Prozesse nacheinander statt parallel ablaufen (Evans 2008; Kahneman 2011). Wir akzeptieren dabei typischerweise das intuitive Urteil, das zuerst von den automatischen Prozessen erzeugt wird (Frederick 2005). Ob wir es ohne weiteres akzeptieren oder bewusste Überlegungen anstellen, die es korrigieren oder bestätigen können, hängt dann vom Grad unserer subjektiven Gewissheit ab: Je sicherer wir uns fühlen, dass das Urteil richtig ist, desto stärker ist unser Hang, diese erste Intuition zu akzeptieren (Thompson et al. 2011). Ebenso wie andere »metakognitive Beurteilungen« ist diese subjektive Gewissheit weder das Ergebnis bewusster Überlegung zum Inhalt des Urteils noch der Erinnerung an inhaltsrelevante Information; stattdessen hängt sie von Eigenschaften des kognitiven Prozesses ab, der das Urteil erzeugt (Koriat 2007; Alter/Oppenheimer 2009). Die wichtigste dieser Eigenschaften ist die »Fluenz« des Prozesses: die subjektive Leichtigkeit, mit der wir die von ihm erzeugte Antwort erhalten (Thompson et al. 2011; vgl. Simmons/Nelson 2006). Diese Leichtigkeit wird üblicherweise durch Messungen von Reaktionszeiten und Kapazitätsfreiheit ermittelt. Wo wir sie nicht sofort auf sachfremde Faktoren zurückführen können, bestimmt ihr Grad den unserer subjektiven Gewissheit (Oppenheimer 2004) – und entscheidet damit darüber, ob wir unsere erste Intuition zunächst einmal ohne weitere Überlegung akzeptieren.

Intuitionen werden gemäß der ätiologischen Definition von automatischen Prozessen erzeugt. Wenn die Urteile über verbal beschriebene mögliche Fälle Intuitionen sind, sollten Philosophen sie mithin (i) unmittelbar nach der Lektüre bzw. in Antwort auf entsprechende Fragen fällen, ohne sich irgendeiner Überlegung bewusst zu sein. Automatische Prozesse sind kapazitätsfrei und weisen potentiell hohe Fluenz auf. (ii) Vor allem wo Fallbeschreibungen so gut verständlich sind, dass die im Verstehen involvierten Prozesse hochgradig fluent und keine sachfremden Ursachen offensichtlich sind, sollte diese Fluenz allein die fraglichen Urteile den Denkern unmittelbar plausibel erscheinen lassen und sie mit einem hohen Grad subjektiver Gewissheit ausstatten. (iii) Da wir typischerweise keine introspektive Einsicht in die zu Grunde liegenden automatischen Prozesse haben,

können wir vor solcher Überlegung durchaus Schwierigkeiten haben, Gründe anzugeben, die uns zu unserem Urteil führen und es rechtfertigen können. (iv) Da sie weiterhin von fluenten Prozessen erzeugt werden, sollten die entsprechenden Urteile Den kern auch dann noch plausibel vorkommen, wenn sie nach weiterer Überlegung zu einer anderen Meinung gelangt sind. Dies sind genau die Eigenschaften, die philosophischen Fallurteilen üblicherweise zugeschrieben werden (s. o.). Erste Untersuchungen entwickeln auf dieser Grundlage diagnostische Kriterien und fangen an, diese auf kanonische Texte anzuwenden (Fischer et al. 2015, 263 f.).

Ob durch Anwendung dieser Kriterien ermittelte Kandidaten tatsächlich Intuitionen im ätiologischen Sinne sind, zeigen erst erfolgreiche psychologische Erklärungen, die Urteile der entsprechenden Art (z. B. spontane Wissenszuschreibungen oder moralische Bewertungen) auf automatische Prozesse zurückführen, welche Schlüsse nach heuristischen Regeln duplizieren. Erste potentiell einschlägige Erklärungen werden von Philosophen und Psychologen entwickelt (s. u.). Von den Urteilen, die Philosophen üblicherweise als Intuitionen anerkennen, werden sich vermutlich deutlich mehr als ätiologisch definierte denn als »rationale« Intuitionen erweisen.

3 Intuitionen: Epistemologie, Umfragen und Experimente

Die zentrale Rolle, die Intuitionen in fast allen Teildisziplinen der analytischen Philosophie bei der Entwicklung von Theorien und Argumenten spielen (Abschnitt 1), verspricht, eine methodologisch autonome Epistemologie intuitiver Urteile zu einer philosophischen »Königsdisziplin« zu machen, deren Ergebnisse über Wert und Unwert von philosophischen Theorien und Argumenten in vielen Bereichen des Fachs in nennenswertem Umfang mitentscheiden. Die Entwicklung einer solchen Epistemologie zeichnet sich derzeit im Rahmen der *experimentellen Philosophie* ab. Diese seit etwa fünfzehn Jahren bestehende und derzeit dynamisch wachsende philosophische Bewegung importiert empirische Methoden und Erkenntnisse der Sozialwissenschaften, insbesondere der Psychologie, in die Philosophie. Eines ihrer zentralen Anliegen ist es, philosophisch relevante Intuitionen – über die verschiedensten Themen und Gegenstände – empirisch zu ermitteln, psychologisch zu erklären und epistemologisch zu bewerten. Unmittelbares Ziel solcher Bewertung ist es zumeist herauszufinden, ob die untersuchten Intuitionen *evidentiellen Wert* haben: ob die bloße Tatsache, dass bestimmte Denker sie unter bestimmten Umständen haben, für ihre Wahrheit spricht. Hierzu ziehen experimentelle Philosophen Theorien und Ergebnisse aus der Psychologie heran und führen selber Umfragen und Experimente durch (Überblick: Alexander 2012; Grundmann et al. 2014).

Dies Unterfangen bringt einen neuen »höherstufigen« Naturalismus mit sich, der sich zur Lösung philosophischer Probleme über einen Gegenstand X (Geist,

Wahrnehmung, Farben etc.) nicht – wie methodologische Naturalisten »erster Ordnung« – wissenschaftliche Erkenntnisse über X aneignen will, sondern wissenschaftliche Erkenntnisse darüber, wie wir über X sprechen und denken – insbesondere, wenn wir Philosophie betreiben. Dieser »*metaphilosophische Naturalismus*« (Fischer/Collins 2015b) ist mit methodologischem Naturalismus »erster Ordnung« ebenso kompatibel wie mit methodologischem Rationalismus: Einige Philosophen greifen zu Experiment oder Psychologie, weil sie zeigen wollen, dass die von ihnen untersuchten Intuitionen keinen evidentiellen Wert haben (Übersicht: Alexander 2012, 70–88); andere hoffen auf ein positives Ergebnis, das zumindest bestimmte Anwendungen intuitionsbasierter apriorischer Methoden rechtfertigen könnte (kritischer Überblick: Kornblith 2015). Wir werden jetzt zwei Hauptprojekte der experimentellen Philosophie betrachten, die lebhaft metaphilosophische Debatten ausgelöst haben,⁴ diese Debatten nachzeichnen und auf den Punkt bringen, wie der diesen Projekten inhärente metaphilosophische Naturalismus die Philosophie der Philosophie insgesamt transformiert und uns die eingangs betrachteten Leitfragen zu philosophischen Erkenntnissen und Methoden angehen lässt.

1. Das Begriffsprojekt: Die Ermittlung von Intuitionen durch Fallbeschreibungen spielt eine zentrale Rolle in philosophischer Begriffsanalyse; die Sammlung von Intuitionen zur Ermittlung der impliziten Theorien, die unsere Begriffe formen, ist wichtiger Bestandteil auch naturalisierter Begriffsanalyse (Abschnitt 1). Dabei werden in philosophischer Diskussion traditionellerweise nur die Intuitionen akademischer Philosophen berücksichtigt. Insbesondere wo es um die Analyse von normalsprachlichen Begriffen und sie informierenden Alltagstheorien geht, scheinen jedoch die Intuitionen einer größeren Gemeinschaft kompetenter Sprecher relevant zu sein, und es ist eine offene Frage, inwieweit die Intuitionen akademischer Philosophen für diese repräsentativ sind. Rationalistisch gesinnte Philosophen hoffen, dass die semantischen, pragmatischen, modalen und sonstige Intuitionen von Philosophen ebenso stark mit denen anderer kompetenter Sprecher übereinstimmen wie die syntaktischen Intuitionen (darüber, ob ein Satz grammatisch wohlgeformt ist) von Sprachwissenschaftlern mit denen »normaler« Muttersprachler (z. B. Shieber 2012). Doch auch diese Übereinstimmung musste erst empirisch bestätigt werden (Sprouse/Almeida 2013).

In der experimentellen Erkenntnistheorie galten einschlägige Experimente zum Beispiel der Überprüfung kontextualistischer Analysen des Wissensbegriffs (DeRose 1992; Cohen 1999), denen zufolge die Wahrheitsbedingungen von Wissenszuschreibungen von der Erwähnung möglicher Irrtümer oder Fehlerquellen beeinflusst werden oder davon, wie viel für die Protagonisten auf dem Spiel steht

⁴ Knobe (2015) gibt einen Überblick über eine weitere, (noch) extensiver verfolgte, aber meta-philosophisch weniger diskutierte Projektfamilie aus der experimentellen Philosophie des Geistes, wo methodologische Naturalisten »erster Ordnung« Experimente aus der Psychologie um eigene psychologische Experimente ergänzen.

(Schaffer/Knobe 2012, mit Forschungsüberblick). In der Moralphilosophie galten Umfragen etwa der Ermittlung impliziter Alltagstheorien, die Verantwortungszuschreibungen leiten – und teils erheblich von den Theorien abweichen, die Philosophen auf ihre eigenen Intuitionen, etwa zur Vereinbarkeit von Determinismus und Verantwortung, gründen (Überblick: Nahmias/Murray 2010).

2. *Das Rechtfertigungsprojekt* will herausfinden, (a) ob philosophisch relevante Intuitionen evidentiellen Wert haben und (b) ob es gerechtfertigt ist, den Gehalt dieser Urteile als wahr zu akzeptieren (Überblick: Stich/Tobia 2015). Es entwickelt die Grundidee, dass Intuitionen nur dann evidentiellen Wert haben, wenn sie von Faktoren abhängig sind, die den Wahrheitswert des entsprechenden Urteils beeinflussen bzw. etwas mit seinem Inhalt zu tun haben, aber nicht von weiteren, irrelevanten Faktoren. Eine erste Welle oder Generation von Studien verfolgte das kritische Ziel, unsere Akzeptanz philosophisch einschlägiger Intuitionen als ungerechtfertigt zu erweisen, indem sie ihre Abhängigkeit von solchen irrelevanten Faktoren nachwies: Diese »*Sensitivitätsstudien*« beinhalten Umfragen, die die Abhängigkeit von Geschlecht (z. B. Buckwalter/Stich 2014), Alter (z. B. Colaco et al. 2014), Persönlichkeitstypus (Feltz/Cokely 2009) oder kulturellem bzw. sozio-ökonomischem Hintergrund (z. B. Weinberg et al. 2001) der Subjekte nachweisen sollen, sowie Experimente, die ihre Abhängigkeit von der Reihenfolge der Fallpräsentation oder von Unterschieden zwischen inhaltlich äquivalenten Formulierungen untersuchen (Weinberg et al. 2012; Petrinovich/O’Neill 1996).⁵ Derzeit ist die Relevanz dieser Studien freilich insofern noch unklar, als sich etliche dieser Ergebnisse nicht zuverlässig replizieren ließen.⁶

Eine zweite Generation von Beiträgen zum Rechtfertigungsprojekt steht in einer Forschungstradition, an der sich nicht nur bekennende experimentelle Philosophen beteiligen und die sich sowohl der Kritik als auch der Verteidigung philosophischer Intuitionen und Überzeugungen widmet. Frühe Beiträge (wie Nichols/Knobe 2007) beriefen sich auf Nietzsches und Feuerbachs – epistemologisch entlarvende – Erklärungen religiöser Überzeugungen und hofften, durch besseres Verständnis der zugrunde liegenden kognitiven Prozesse ermitteln zu können, »ob die psychologischen Quellen ... die Rechtfertigung der [sich aus ihnen speisenden] Überzeugungen untergraben« (Knobe/Nichols 2008, 9). Andere

⁵ Der Unterschied zwischen Umfrage und Experiment besteht darin, dass der Experimentator selber die Bedingungen (z. B. Reihenfolge der Fallbeschreibungen) kontrolliert, deren Einfluss auf die Reaktion er untersucht, während Umfragen bloß eine Korrelation von Bedingung (z. B. Geschlecht des Subjekts) und Reaktion (Intuition) feststellen können. Experimente stützen Kausalhypothesen besser als Umfragen. Im Gegensatz zum gleich skizzierten zweiten Ansatz kommt dieser erste ohne solche Hypothesen aus.

⁶ Verschiedene Studien untersuchten die Abhängigkeit philosophisch einschlägiger intuitiver Urteile von kulturellem Hintergrund (Lam 2010; Nagel et al. 2013; Seyedsayamdost 2015a; Turri 2013), Geschlecht (Nagel et al. 2013; Seyedsayamdost 2015b; Wright 2010) und Persönlichkeitstypus (Nadelhoffer et al. 2009), ohne die im Haupttext zitierten Ergebnisse zu replizieren.

Beiträge untersuchten demgegenüber die psychologischen Ermöglichungsbedingungen genuiner Erkenntnis a priori (Rey 1998; Goldman 1999; Antony 2004). Neuere Beiträge zum »*Quellenprojekt*« (Pust 2012) bzw. zur »kognitiven Epistemologie« (Fischer 2014) bemühen sich ergebnisoffen um die Entwicklung experimentell überprüfbarer psychologischer Erklärungen, die es uns erlauben, den evidentiellen Wert der erklärten Intuitionen zu ermitteln (s. u.).

Ein Ansatz besteht in der Entwicklung von Erklärungen, die Intuitionen auf automatische kognitive Prozesse zurückführen, die allgemein zu grob richtigen Urteilen führen, jedoch unter bestimmten widrigen Umständen »kognitive Illusionen« erzeugen: voraussagbare Fehlurteile, die uns selbst nach ihrer Entlarvung noch plausibel vorkommen (Pohl 2004). Solche Erklärungen rechtfertigen die Akzeptanz von Intuitionen, die wir unter »normalen« Bedingungen haben, und entlarven Intuitionen, die sich unter den als widrig identifizierten Umständen einstellen, als kognitive Illusionen, die wir nicht ohne Weiteres als wahr akzeptieren sollten. Die ersten solchen Erklärungen, die auch experimentell getestet wurden, galten intuitiven Wissenszuschreibungen (mit rechtfertigender Intention: Nagel 2012; Gerken 2013; Gerken/Beebe 2014; Alexander et al. 2015) und Intuitionen, auf denen bekannte Paradoxa aus der Philosophie der Wahrnehmung aufbauen (mit entlarvender Intention: Fischer et al. 2015; Fischer/Engelhardt, i. E.).

Rationalistisch gesonnene Philosophen, die die traditionelle philosophische Verwendung von Intuitionen verteidigen wollen, haben auf diese metaphilosophischen Forschungsprogramme mit der doppelten Infragestellung ihrer Relevanz reagiert. Sie bezweifeln erstens, dass experimentelle Philosophen die Intuitionen philosophisch relevanter Subjekte untersuchen, und zweitens, dass sich aus Ergebnissen zur Verteilung von Intuitionen normative bzw. epistemologische Schlussfolgerungen ableiten lassen. Die metaphilosophische Debatte um die experimentelle Philosophie dreht sich derzeit um dieses »doppelte Relevanzproblem« (Fischer/Collins 2015b).

Die Experimente und Umfragen sowohl im Begriffs- als auch im Rechtfertigungsprojekt erheben üblicherweise die spontanen Antworten von studentischen Teilnehmern oder anderen Nicht-Experten. Philosophisch relevant, so der erste Einwand, sind aber nur die Urteile sorgfältiger und reflektierter Denker (z. B. Kauppinen 2007, 97) bzw. die Intuitionen von Denkern, die über besondere Expertise im Umgang mit Begriffen verfügen (z. B. Ludwig 2007; Williamson 2011; Devitt 2012). Analytische Philosophen könnten zum Beispiel über ein eingehenderes Verständnis der für philosophische Zwecke relevanten Begriffe (»Wissen«, »Bewusstsein«, »Bezug« etc.) verfügen (vgl. Ludwig 2007, 149). Oder sie könnten größere Erfahrung mit Gedankenexperimenten haben, so dass sie die relevanten Faktoren der Fallbeschreibungen besser identifizieren können und daher eher imstande sind, vertraute Begriffe auf die bisweilen extravaganten Szenarien anzuwenden, die philosophische Gedankenexperimente verwenden (vgl. Ludwig 2007, 153). Auf jeden Fall, so die entscheidende Behauptung, zeigen die Intuitio-

nen sorgfältiger Denker und Experten keine der diskreditierenden Abhängigkeiten, die etliche Sensitivitätsstudien für Laienintuitionen nachzuweisen scheinen.

Experimentelle Philosophen (der ersten Generation) bemühten sich um die experimentelle Überprüfung dieser für sie ungünstigen empirischen These. So verwendeten z. B. Weinberg et al. (2012) ein gängiges psychologisches Instrument, die »Need for Cognition Scale«, zur Identifizierung mehr und weniger »reflektierter« Denker und fanden heraus, dass die Intuitionen »reflektierter« Denker in grob dem gleichen Maße von der Reihenfolge von Fallbeschreibungen beeinflusst werden wie die Intuitionen der anderen (aber in überraschend anderer Weise!).⁷ Tobia et al. (2012), um ein anderes Beispiel zu nennen, verglichen die ethischen Intuitionen promovierter Teilnehmer an einem Kongress der *American Philosophical Association* mit denen junger Studenten im Hinblick darauf, ob sie von der Frageperspektive (erste oder dritte Person) beeinflusst werden (vgl. Jones/Nisbett 1972) – ob sie die gleichen Handlungen für erlaubt oder verboten halten, wenn sie selber oder andere die in Frage stehenden Handlungssubjekte sind. Im bekannten Szenario vom drohenden Zugangsglück (Foot 1967; Thomson 1985) billigten die Studenten anderen deutlich eher als sich selber das Recht zu, den Zug umzulenken, um durch die Inkaufnahme eines Todes fünf Leben zu retten. Akademische Philosophen sahen dies anders: Sie billigten dies Recht eher sich selber zu als anderen. Auch wenn der Effekt in die entgegengesetzte Richtung ging, war er doch ähnlich stark. Die ersten experimentellen Studien zur entscheidenden Frage (Übersicht: Machery 2015) legen nahe, dass sich die Intuitionen von Philosophen zwar in mancher Hinsicht von denen anderer Subjekte unterscheiden, aber nichtsdestoweniger erheblich von inhaltlich anscheinend irrelevanten Faktoren abhängig sind.

Das zweite Relevanzproblem wurde zuerst von experimentellen Philosophen selber formuliert, wie hier in einem Manifest der Bewegung: »Wie um alles in der Welt könnten Informationen über die statistische Verteilung von Intuitionen uns je Gründe geben, eine bestimmte philosophische Ansicht anzunehmen oder abzulehnen?« (Knobe/Nichols 2008, 6) Zur Vorüberlegung (vgl. Fischer et al. 2015): Wenn eine Person Gründe für eine Ansicht hat, hängt ihre Rechtfertigung von der Güte dieser Gründe ab. Die epistemologische Bewertung von Intuitionen (statt etwa Argumenten) wird entscheidend, wo Denker sie zumindest zunächst ohne weiteres Argument allein deswegen akzeptieren, weil sie eben diese Intuitionen haben oder diese ihnen unmittelbar einleuchten. In diesem Falle hängt ihre Rechtfertigung, eine rechtfertigungsbedürftige Intuition zu akzeptieren, davon ab, ob *dies* gute Gründe sind: ob die bloße Tatsache, dass diese Denker diese Intu-

⁷ In einem engeren Sinne ist »Reflektiertheit« die Neigung, intuitive Urteile nicht spontan zu akzeptieren, sondern allenfalls nach Überlegung, die zu Korrektur oder Modifizierung des Urteils führen kann. Andere Einflüsse werden von ihr abgeschwächt: In Studien von Pinillos und Kollegen (2011) wurden die intuitiven Intentionszuschreibungen von Teilnehmern, die beim »Cognitive Reflection Test« besser abschnitten, weniger stark von (irrelevanten) moralischen Werturteilen beeinflusst.

itionen unter diesen Umständen haben und plausibel finden, für deren Wahrheit spricht. Die philosophische Relevanz der Bewertung solchen evidentiellen Werts von Intuitionen ergibt sich aus der in der analytischen Philosophie weit verbreiteten Praxis, Intuitionen als *Prima-facie*-Evidenz zu behandeln, die akzeptiert wird, solange nichts gegen sie spricht.

Aufgrund welcher Eigenschaften Intuitionen evidentiellen Wert haben oder Überzeugungen rechtfertigen können, ist Gegenstand einer lebhaften Diskussion (Überblick: Chudnoff 2013; Tucker 2013; Booth/Rowbottom 2014) – in der das Kernphänomen durchaus verschieden konzeptualisiert wird (s. o., Abschnitt 2). Die eben besprochenen experimentalphilosophischen Forschungsprogramme fassen Intuitionen als Produkte automatischer Kognitionsprozesse auf und nehmen an, dass intuitive Urteile dann evidentiellen Wert haben, wenn sie von einem im Allgemeinen zuverlässigen kognitiven Prozess erzeugt werden, und zwar unter Umständen, unter denen der Prozess in der Regel zu wahren Urteilen führt. Sensitivitätsstudien versuchen auf dieser Annahme aufzubauen, ohne die einschlägigen Prozesse identifizieren zu müssen: Wenn eine bestimmte Art von intuitiven Fallurteilen systematisch von unvermeidbaren Faktoren beeinflusst wird, die den Wahrheitswert der Urteile nicht beeinflussen können (wie die Reihenfolge der Fallpräsentation oder das Geschlecht des Urteilenden), dann können die sie erzeugenden Prozesse nicht allgemein zuverlässig sein. Die meisten Kritiker akzeptieren diese Logik und wenden ein, dass entweder die Intuitionen bestimmter Subjekte (Experten) oder die Intuitionen über bestimmte Gegenstände nicht unangemessen beeinflussbar sind.⁸ Eine Schwäche des Ansatzes besteht darin, dass er nur zu kritischen Ergebnissen führen kann: Auch die an sich ermutigende Entdeckung, dass bestimmte Intuitionen *nicht* von diversen irrelevanten Faktoren beeinflusst werden, erweist den zugrundeliegenden Prozess noch nicht als zuverlässig und rechtfertigt nicht die Zuerkennung von evidentielltem Wert.

Psychologische Erklärungen intuitiver Urteile, die diese auf bestimmte automatische Prozesse zurückführen, können demgegenüber auch zeigen, dass bestimmte Intuitionen solchen Wert haben: Die automatischen Prozesse, die »Intuitionen« im Sinne der Kognitionspsychologie erzeugen, duplizieren Schlüsse nach heuristischen Regeln (Abschnitt 2). Solche Regeln erzeugen Urteile (Beurteilungen eines Kriteriums wie zum Beispiel der Wahrscheinlichkeit, dass ein Individuum *a* in eine Kategorie *F* fällt) aus Hinweisreizen (hier: wie sehr *a* dem mit dem Begriff *F* assoziierten Stereotyp entspricht), die von automatischen »Routineprozessen« erzeugt werden, welche ständig bei Sprachverstehen oder Sin-

⁸ Kritik an interkulturellen Sensitivitätsstudien nutzte die zweite Möglichkeit: Wenn Studenten fernöstlicher und europäischer Abstammung verschiedene Intuitionen über Gettier-Fälle haben (Weinberg et al. 2001), dann, so Sosa (2007), verwenden sie verschiedene Wissensbegriffe – und die Zuschreibungen von Wissen in jeweils *einem* Sinne sind nicht unangemessen beeinflussbar. Es ist übrigens unklar, ob etwaige interkulturelle Unterschiede zwischen intuitiven Urteilen auf Unterschiede zwischen Begriffen oder umfassenderen Denkstilen (Nisbett 2003) zurückgehen.

neswahrnehmung ablaufen (etwa: beschriebene oder betrachtete Dinge ständig danach beurteilen, wie sehr sie diversen Stereotypen entsprechen) (Kahneman/Frederick 2002; Kahneman 2011). Dies erlaubt es uns erstens zu untersuchen, in welchem Umfang und unter welchen Umständen die Eigenschaften der entsprechenden Prozesse (wie Schwächung und Stärkung stereotypischer Assoziationen im semantischen Gedächtnis) gewährleisten, dass auf dem Hinweisreiz basierende Urteile (Beurteilungen des Kriteriums) zutreffen (Fischer et al. 2015). Zweitens können wir dann untersuchen, unter welchen Umständen die Anwendung der entsprechenden Heuristik zu intuitiven Urteilen führt, die nicht stimmen können – etwa, weil sie die einschlägigen normativen Regeln (z. B. der Wahrscheinlichkeitsrechnung) verletzen. Intuitionen, die unter solchen Umständen erzeugt werden, können wir dann als kognitive Illusionen entlarven und ggf. zeigen, dass der Prozess (aufgrund seiner Eigenschaften) ansonsten zumeist richtige Urteile produziert. Die Tatsache, dass ein Denker eine Intuition einer bestimmten – so erzeugten – Art unter anderen als den identifizierten widrigen Umständen hat, spricht dann für die Wahrheit des intuitiven Urteils. Negative Bewertung erfordert die Identifizierung nur einer Konstellation widriger Umstände. Positive Bewertung erfordert Identifizierung – und Ausschluss – aller. Die Entwicklung solcher umfassender »epistemischer Profile« für intuitionserzeugende Prozesse ist ein Desiderat experimentalphilosophischer Forschung (Weinberg 2015).

Bereits jetzt hat diese Forschung jedoch erreicht, dass die Philosophie der Philosophie zu einem genuin interdisziplinären Forschungsfeld geworden ist, das etliche Leitfragen der Disziplin empirisch behandelt: Welche Erkenntnisse Philosophen durch Rückgriff auf ihre Intuitionen aus dem sprichwörtlichen Lehnstuhl gewinnen können (und welche nicht), kann nur unter Zuhilfenahme empirischer Untersuchungen relevanter Intuitionen und der sie erzeugenden oder beeinflussenden psychologischen Prozesse ermittelt werden. Für ihre Validierung müssen – und können – intuitive Erkenntnisse so oder so mit empirischer Einsicht in ihre Quellen zusammengebracht werden. Die psychologisch fundierte Epistemologie der Intuition – und damit die interdisziplinäre Metaphilosophie – erhält so entscheidende Bedeutung für die Arbeit der Philosophie »erster Ordnung«. Um die Konsequenzen für weitergehende philosophische Methodenfragen ermitteln zu können, müssen wir uns freilich Fragen nach der Struktur und Entstehung philosophischer Probleme und nach Sinn und Zweck philosophischer Theorien zuwenden, die in der Gegenwartsdebatte vernachlässigt werden.⁹

⁹ Der folgende Abschnitt gibt daher primär eine persönliche Einschätzung wieder, die ich andernorts (Fischer 2011a) umfassender entwickelt habe.

4 Charakteristisch philosophische Probleme und Theorien

Die Philosophie der Gegenwart lässt sich als das vorläufige Ergebnis eines historischen Ausgliederungsprozesses betrachten, in dessen Rahmen sich methodologisch ausreifende Disziplinen als eigene Fächer etablierten (Abschnitt 1). Umgekehrt bildeten sich vor allem im Verlauf der enormen Vergrößerung der Fachgemeinschaft nach dem zweiten Weltkrieg distinktive Teildisziplinen innerhalb der Philosophie heraus, die oft in Reaktion auf domänenspezifische Herausforderungen engen Kontakt mit anderen Fächern suchten (man denke etwa an die mathematische Logik, formale Semantik, spezifische Wissenschaftsphilosophien, die soziale Epistemologie etc.). Diese voneinander unabhängigen und diversen Unwägbarkeiten unterworfenen Prozesse bieten keine Gewähr dafür, dass der Problem- und Theoriebestand der Gegenwartsphilosophie auch nur halbwegs homogen ist und sich sinnvolle Aussagen über »das Wesen, die Eigenart oder die Struktur philosophischer Probleme und Theorien (*tout court*)« machen ließen. Wir können allenfalls bestimmte Problemarten und theoretische Motivationen betrachten, die in der Philosophie eine ungleich größere Rolle gespielt haben als in anderen Fächern, und deren Charakteristika herausarbeiten.

Plato bezeichnete das Staunen in Anbetracht vertrauter Tatsachen als den Anfang allen Philosophierens (*Theaitetos* 155b–d). Solches Staunen über die bloße Tatsache, dass p , unterscheidet sich von wissenschaftlicher Neugier, wie es dazu kommt, dass p , was genau dabei passiert oder abläuft oder wie sich diese Tatsache zu anderen Tatsachen oder Phänomenen verhält. Das hiervon unabhängige Staunen, dass es überhaupt der Fall ist, ja, überhaupt der Fall *sein kann*, dass p , kann auf eine distinktive Motivation zurückgehen: auf intuitiv eingängige paradoxe Argumente, die von unhinterfragten Intuitionen oder Überzeugungen zu Schlussfolgerungen q führen, die im Widerspruch zu p zu stehen scheinen, so dass es unmöglich erscheint, dass p – obwohl es doch augenscheinlich der Fall ist, dass p . Solche wirklichen oder vermeintlichen Konflikte motivieren Fragen der Form:

Wie kann es sein, dass p (obgleich q)?¹⁰

Ein Beispiel ist das (seit Smith 2002) sog. »Problem der Wahrnehmung« (Crane 2015a): Wie können wir Tische, Stühle und andere physische Gegenstände sehen, obgleich uns allein subjektive Wahrnehmungen (Ideen, Sinnesdaten) direkt bewusst sind? Es wird von Paradoxa wie »Illusionsargumenten« aufgeworfen, die sich auf Intuitionen über sprachlich beschriebene Fälle nicht-veridischer Wahr-

¹⁰ Ähnliches gilt für ontologische Was-ist-X-Fragen: In den Natur- und Sozialwissenschaften fragen sie nach einer Charakterisierung von X , die es erlaubt, das Verhalten von X vorauszusagen oder zu erklären. Philosophen stellen sie meistens, wo sie geneigt sind, X (z. B. Zahlen oder Gedanken) entgegen besseren Wissens an exemplarische (physische) Gegenstände anzugleichen.

nehmung berufen (z. B.: »Wenn eine von der Seite betrachtete Münze elliptisch erscheint, ist sich der Betrachter etwas bewusst, was elliptisch ist.«).

Philosophen unterscheiden sich von anderen Wissenschaftlern dadurch, dass sie oft darauf bestehen, dass die q zu Grunde liegenden Intuitionen oder Überzeugungen zu respektieren sind. Das Ergebnis sind charakteristisch philosophische »Vereinbarungsprobleme«, welche durch Theorien gelöst werden sollen, die zeigen, dass p mit diesen Intuitionen oder Überzeugungen vereinbar ist: dass alle gleichzeitig widerspruchsfrei wahr sein *könnten*.

Wo Vereinbarungprobleme von unhinterfragt akzeptierten Intuitionen und Überzeugungen aufgeworfen werden, stellt deren epistemologische Bewertung (vgl. Abschnitt 3) einen entscheidenden Zwischenschritt dar: Nur, wo wir zur Akzeptanz der Intuitionen oder Überzeugungen berechtigt sind, stellt sich die Aufgabe, sie mit anderen Urteilen zu vereinbaren. Wo sie demgegenüber etwa als kognitive Illusionen (Fischer et al. 2015) oder Ergebnisse adaptiver, aber nicht wahrheitsverfolgender Prozesse (Leben 2014) entlarvt werden (und sich q so als ungerechtfertigt erweist), beseitigt dies die spezifische Motivation für die Frage (»Wie kann es sein, dass p , *obgleich* q ?«). Die metaphilosophische Einsicht in Struktur und Entstehung des Problems stellt dann den Schlüssel zu seiner Auflösung dar: Das charakteristisch philosophische Problem wird so als Scheinproblem aufgelöst – während es sich bei Validierung der zu Grunde liegenden Intuitionen tatsächlich stellt und einer theoretischen Lösung bedarf.

Dem heute geläufigsten philosophischen Selbstverständnis zufolge (z. B. Williamson 2007) sind die Ziele philosophischen Theoretisierens Wahrheit und erfolgreiche Erklärung einer Art, die Wahrheit voraussetzt. Um solchen Erfolg nachweisen zu können, müssen wir Theorien detaillierter ausarbeiten, als wenn es »bloß« um die Herstellung von Urteils- und Überzeugungskonsistenz in Anbetracht spezifischer Vereinbarungprobleme geht. Verschiedene theoretische Großprojekte aus der analytischen Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts weisen jedoch eine eigentümliche Unterentwicklung auf, die nahelegt, dass es ihren Proponenten »bloß« um die Wiederherstellung von Konsistenz in Anbetracht solcher Probleme ging.

Gute Beispiele sind die zwei theoretischen Forschungsprogramme, die die analytische Philosophie des Geistes im zwanzigsten Jahrhundert sukzessive dominierten. Der analytische Behaviorismus wollte Zuschreibungen mentaler Zustände auf Zuschreibungen von Verhaltensdispositionen zurückführen. Natürlich treffen auf jedes Subjekt in einem bestimmten Zustand (S hat Kopfschmerzen) unbestimmt viele kontrafaktische Konditionale zu (wie S sich verhalten würde, wenn ihm Aspirin angeboten würde, laute Musik ertönte etc.), die sich nicht vollständig auflisten lassen. Doch dies braucht einen nicht davon abzuhalten, für zumindest die Zuschreibungen von jeweils ein paar Dutzend Empfindungen, Überzeugungen, Wünschen etc. wenigstens jeweils ein paar Dutzend Konditionale anzugeben und zu zeigen, dass kompetente Sprecher die entsprechenden Zuschreibungen bei Bewahrheitung solcher Konditionale als wahr akzeptieren.

Dennoch begnügten sich Behavioristen in den dreißig (!) Jahren, in denen ihre Theorie dominierte, mit der vereinfachten Analyse einer Handvoll Beispielsätze.

Der darauf bald folgende analytische Funktionalismus wollte – in einer Hauptvariante, die in den »Canberra Plan« (s. Abschnitt 1) mündete – mentale Zustände auf kausale Rollen zurückführen. Das Forschungsprogramm bestand offiziell (Lewis 1972) darin, Intuitionen und Alltagsweisheiten zu den Ursachen und Wirkungen bestimmter Geisteszustände zu sammeln und auf dieser Grundlage unsere impliziten Alltagstheorien explizit zu formulieren (als teilformalisierte Konjunktion aller kausalen Gemeinplätze, in der alle mentalen Ausdrücke durch gebundene Variablen ersetzt und so implizit über kausale Rollen definiert werden). Obwohl dieses Verfahren mehr als dreißig Jahre lang als »kanonisch« galt (Levin 2009), bemühten sich seine Vertreter nicht einmal für einen Ausschnitt aus unserem Geistesleben auch nur um eine systematische Sammlung einschlägiger Intuitionen und Alltagsweisheiten. Wie ihre behavioristischen Vorgänger unternahmen sie in diesem Zeitraum keine systematischen Anstrengungen, um zu zeigen, dass ihre Hauptthese tatsächlich wahr ist.¹¹

Hierfür wurden bisweilen grundsätzliche Schwierigkeiten (wie etwa der vermeintlich holistische Charakter von Geisteszuschreibungen) als Grund angeführt. Doch wenn ein Forschungsprogramm vertreten wird, obwohl seine Vertreter glauben, dass seine Ausführung praktisch unmöglich ist, dann ist ihr Ziel eben nicht die Entwicklung einer nachweislich wahren Theorie. Stattdessen bemühten sie sich darum zu zeigen, dass die funktionalistische Programmatik prinzipiell diverse einander und ihr selbst anscheinend widersprechende Intuitionen (etwa intuitive Zuschreibungen qualitativer Eigenschaften) vereinbaren kann. Dies legt nahe, dass zumindest die meisten Philosophen, die diese einflussreichen Programme verfolgten, die Herstellung von Konsistenz zwischen ihren – intuitiven und anderen – Urteilen nicht als notwendigen Schritt auf dem Weg zu wahren oder erfolgreichen Erklärungen behandelten, sondern als Haupt- und Selbstzweck ihrer Arbeit, die damit primär auf die Beseitigung kognitiver Dissonanz statt auf den Erwerb wissenschaftlicher Erkenntnis ausgerichtet wäre.

Der wissenschaftliche Charakter der Philosophie wird traditionell – und vor allem von philosophischen Laien – aufgrund ihrer vermeintlich spekulativen Methoden in Frage gestellt. Die eben identifizierte Divergenz zwischen Selbstverständnis und impliziten *Zielen* philosophischer Theoriebildung wirft die vielleicht grundlegende Frage der Philosophie der Philosophie auch für philosophische

¹¹ Diese Unterentwicklung lässt sich auch in anderen Zweigen der Philosophie beobachten – etwa beim sprachphilosophischen Zentralprojekt der Entwicklung kompositionaler Bedeutungstheorien für natürliche Sprachen (Davidson 1967; Evans 1981; Wright 1986; Peacocke 1986). Seine Fortschritte unterscheiden sich deutlich von denen, die etwa KI-Forscher (z. B. Winograd 1972) oder experimentelle Philosophen (s. o.) in ähnlich anspruchsvollen Forschungsprogrammen in ähnlichen oder kürzeren Zeiträumen gemacht haben. Zum aktuellen Stand vgl. Werning et al. 2012.

Experten und für die ansonsten methodisch strengsten Formen der analytischen Philosophie auf: In welchem Umfang wird die Philosophie als Wissenschaft betrieben? Und in welchem Umfang sollte sie als Wissenschaft betrieben werden?

Die erste Frage wird am besten durch detaillierte Fallstudien zu bestimmten philosophischen Projekten und Theorien (wie dem kausaltheoretischen Funktionalismus) beantwortet, insbesondere durch Fallstudien, die Analogien zu außerwissenschaftlichen Tätigkeiten untersuchen. Neuere Debatten kreisten etwa um Analogien zwischen Philosophie und Therapie (Ganeri/Carlisle 2010; Fischer 2011a; Banicki 2014).¹² Zugleich für die zweite Frage sind insbesondere Vergleiche mit Formen kognitiver Therapie erhellend, die sokratische Fragen und rationale Argumente in den Mittelpunkt stellen (z.B. Beck 2011): Wo kognitive Illusionen philosophische Scheinprobleme aufwerfen (s. o.), bestehen die einzigen »echten« Probleme darin, dass Philosophen eine unberechtigte intellektuelle Unruhe verspüren und Zeit auf theoretische Lösungen einer Art verwenden, die sie als überflüssig ablehnen würden, wenn sie die relevanten Intuitionen als kognitive Illusionen durchschauten. Mit anderen Worten: Die einzigen »echten« Probleme sind dann Probleme, die psychotherapeutische Definitionen von »emotionalen« und »Verhaltensproblemen« erfüllen. In solchen Fällen ist es für Philosophen nicht unvernünftig, sich primär um die Beseitigung kognitiver Dissonanz zu bemühen.

Wo Urteile, Gefühle und Verhaltensweisen von automatischen Prozessen, die wir nicht direkt beeinflussen können, erzeugt oder beeinflusst werden, können wir sie oft nicht durch die bloße Einsicht ändern, dass sie falsch oder unvernünftig sind. Die Kernidee kognitiver Psychotherapien, die auf den Erkenntnissen der Sozial- und Kognitionspsychologie aufbauen, besteht darin, uns Einsicht in diese Prozesse und deren relevante Defizite und Fehlerquellen zu vermitteln; solche »metakognitive Einsicht« kann uns helfen, die erklärten Urteile etc. zu überwinden (Nelson 2005; Beck 2011). In Anbetracht unberechtigter, aber hartnäckiger Intuitionen ist es mithin notwendig, konventionelle Formen philosophischer Argumentation um metakognitive Einsicht zu ergänzen – wie sie etwa vom Quellenprojekt in der experimentellen Philosophie, ebenfalls auf der Grundlage von Kognitions- und Sozialpsychologie, angestrebt wird (Abschnitt 3). So kann – und sollte – Arbeit an einigen charakteristisch philosophischen Problemen den Charakter einer wissenschaftlich fundierten therapeutischen Praxis – statt einer »reinen« Wissenschaft – annehmen.

¹² Debatten im Anschluss an die antike Philosophie gelten der Frage, wie philosophische Reflektion (als »philosophische Therapie«) zur Lösung von emotionalen und Verhaltensproblemen in der vor-philosophischen Lebenswelt beitragen kann. Für unsere Zwecke relevanter sind Debatten im Anschluss an Wittgenstein über Nutzen und Methoden »therapeutischer Philosophie«, die Probleme behandelt, die erst im Zuge philosophischer Reflektion entstehen (vgl. Fischer 2011b).

5 Ausblick

Debatten in der gegenwärtigen Philosophie der Philosophie gehen mithin deutlich über die Fragen zur Verwendung von Intuitionen und experimentellen Methoden hinaus, die gegenwärtig im Mittelpunkt allgemeinphilosophischer Aufmerksamkeit stehen.¹³ Gemeinsam ist den besprochenen Debatten, dass sie zunehmend auf empirischer Grundlage geführt werden. Diese wird von philosophischen Fallstudien oder psychologischen Erkenntnissen, Umfragen oder Experimenten bereitgestellt. Aus dem Desiderat der Ausweitung dieser Grundlage ergeben sich zentrale Herausforderungen: Fallstudien zur argumentativen und evidentiellen Relevanz von Intuitionen müssen auf Fragen nach deren Relevanz in philosophischer Problem- und Begriffskonstitution ausgeweitet werden sowie auf Fragen nach Struktur und Funktion philosophischer Theoriebildung – die durch Fallstudien jeweils spezifische, statt gefährlich allgemeine Antworten erhalten. Die Interaktion mit der Psychologie könnte und sollte um die mit weiteren Sozialwissenschaften ergänzt werden, wobei wichtige Impulse von der sozialen Epistemologie zu erwarten sind. In der experimentellen Philosophie schließlich werden bereits jetzt einfache Umfragetechniken durch zunehmend subtilere experimentelle Methoden aus der Kognitions-, Sozial- und Sprachpsychologie ergänzt. Auf diese Weise kann und wird sich die Philosophie der Philosophie in eine genuin interdisziplinäre Metaphilosophie entwickeln. Dieser Aufsatz erläuterte unter anderem, warum eine solche Metaphilosophie eine deutlich zentralere Funktion für die Philosophie selbst übernehmen kann als die Philosophien anderer Disziplinen für diese Fächer.

¹³ Weitere wichtige Debatten, auf die dies Kapitel jedoch aus Platzgründen nicht näher eingehen konnte, betreffen naturalistische Forschungsprogramme (»erster Ordnung«, s. S. 9) etwa in der Erkenntnistheorie (Kornblith 2002; 2014) oder Metaphysik (Ladyman/Ross 2007), den Status metaphysischer Überlegungen (»Metametaphysik«, Chalmers et al. 2009), den vielleicht »bloß verbalen« Charakter philosophischer Meinungsverschiedenheiten (Chalmers 2011; Jenkins 2014a), den (fehlenden) Konsens und Fortschritt in der Philosophie (Chalmers 2015), die philosophische Relevanz philosophiehistorischer Forschung (Crane 2015b) sowie Nutzen und Grenzen formaler Methoden in verschiedenen Teildisziplinen – von der Sprachphilosophie (Moss 2012) bis zur Epistemologie (Weisberg 2015).

Literatur

Empfehlungen: Einen allgemeinen Überblick über die Gegenwartsdiskussion zur philosophischen Methodologie geben die Sammelbände von Cappelen/Gendler (i. E.) und Haug (2014). Einen guten Einblick in aktuelle Debatten zu Intuitionen verschaffen Booth/Rowbottom (2014) sowie (trotz eher polemischen Stils) Cappelen (2012). Den aktuellen Stand von Debatten zur experimentellen Philosophie geben Fischer/Collins (2015a) sowie Grundmann, Horvath/Kipper (2014) wieder. Eine besonders einflussreiche Monographie zur Philosophie der Philosophie ist Williamson (2007). Umfassende monographische Untersuchungen, die auch auf in Gegenwartsdebatten vernachlässigte Fragen eingehen, sind Fischer (2011a) und Raatzsch (2014).

Für hilfreiche Kommentare bedanke ich mich bei zwei anonymen Gutachtern für diesen Band.

- Alexander, Joshua (2012): *Experimental Philosophy*. Cambridge: Polity.
- , Chad Gonnerman und John Waterman (2015): Saliency, and epistemic egocentrism. In: J. Beebe (Hg.): *Advances in Experimental Epistemology*. London: Bloomsbury.
- Alter, Adam L., und Daniel M. Oppenheimer (2009): Uniting the tribes of fluency to form a metacognitive nation. *Personality and Social Psychology Review* 13, 219–235.
- Antony, Louise (2004): A naturalized approach to the a priori. *Philosophical Issues*, 14, 1–17
- Armstrong, David (1977): The causal theory of mind. Wiederabgedruckt in: W. Lyons (Hg.), *Modern Philosophy of Mind* (S. 175–190). London: Dent (Everyman).
- Austin, John L. (1956/57): A plea for excuses, *Proceedings of the Aristotelian Society*, 57, 1–30
- (1961): Ifs and cans. Wiederabgedruckt in: ders.: *Philosophical Papers* (S. 205–232). Oxford: Oxford University Press.
- Banicki, Konrad (2014): Philosophy as therapy: Towards a conceptual model. *Philosophical Papers*, 43, 7–31.
- Bargh, John A. (1994): The four horsemen of automaticity. In: R. Wyer and T. Srull (Hg.), *Handbook of Social Cognition*, 1–40. Hillsdale: Earlbaum.
- Bealer, George (1996): On the possibility of philosophical knowledge, *Philosophical Perspectives* 10, *Metaphysics*, 1–34.
- (1998): Intuition and the autonomy of philosophy. In: DePaul and Ramsay (Hg.), *Rethinking Intuition*, 201–139. New York: Rowman and Littlefield.
- (2000): A theory of the a priori, *Pacific Philosophical Quarterly*, 81, 1–30.
- Beck, Judith S. (2011): *Cognitive Therapy: Basics and Beyond*. 2. Auflage. New York: Guilford Press.
- Braddon-Mitchell, David, and Robert Nola (Hg.) (2009): *Conceptual Analysis and Philosophical Naturalism*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Bonjour, Laurence (1998): *In Defence of Pure Reason*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Booth, Anthony, und Darrell Rowbottom (Hg.) (2014): *Intuitions*. Oxford: Oxford University Press.
- Buckwalter, Wesley, und Stephen Stich (2014): Gender and philosophical intuition. In: J. Knobe und S. Nichols (Hg.), *Experimental Philosophy*, vol. 2, 307–346. Oxford: Oxford University Press.
- Burge, Tyler (1979): Individualism and the mental. *Midwest Studies in Philosophy*, 4, 73–121.
- Cappelen, Herman (2012): *Philosophy without Intuitions*. Oxford: Oxford University Press.
- Cappelen, Herman, und Tamar Gendler (Hg.) (i.E.): *The Oxford Handbook of Philosophical Methodology*. Oxford: Oxford University Press.
- Carnap, Rudolf (1932/33): Psychologie in physikalischer Sprache. *Erkenntnis*, 3, 107–142.
- Cath, Yuri (i.E.): Reflective Equilibrium. In: Herman Cappelen und Tamar Gendler (Hg.): *The Oxford Handbook of Philosophical Methodology*. Oxford: Oxford University Press.
- Chalmers, David (2011): Verbal disputes. *Philosophical Review*, 120, 515–566.
- (2015): Why isn't there more progress in philosophy? *Philosophy*, 90, 3–31.
- , David Manley und Ryan Wasserman (Hg.) (2009): *Metametaphysics. New Essays on the Foundations of Ontology*. Oxford: Oxford University Press.
- Chudnoff, Elijah (2013): *Intuition*. Oxford: Oxford University Press.
- Cohen, Stewart (1999): Contextualism, skepticism, and the structure of reasons. *Philosophical Perspectives*, 13, 57–89.
- Colaco, David, Wesley Buckwalter, Stephen Stich und Edouard Machery (2014): Epistemic Intuitions in Fake-barn Thought Experiments. *Episteme*, 11, 199–212.
- Crane, Tim (2015a): The problem of perception. In: N. Zalta (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. URL = <http://plato.stanford.edu/archives/sum2015/entries/perception-problem/>.
- Crane, Tim (2015b): Understanding the question. In: E. Fischer und J. Collins (Hg.): *Experimental Philosophy, Rationalism, and Naturalism*, 72–84. London: Routledge.
- Davidson, Donald (1967): Truth and meaning, *Synthese*, 17, 304–323.
- DeRose, Keith (1992): Contextualism and knowledge attributions. *Philosophy and Phenomenological Research*, 52, 913–29.
- Devitt, Michael (2012): Whither experimental semantics? *Theoria*, 72, 5–36.
- Earlenbaugh, Joshua, und Bernard Molyneux (2009): Intuitions are inclinations to believe. *Philosophical Studies*, 145, 89–109.
- Evans, Gareth (1981): Semantic theory and tacit knowledge. In: S. Holtzman und C. Leich (Hg.), *Wittgenstein: To Follow a Rule*. London: Routledge.
- Evans, Jonathan (2008): Dual processing accounts of reasoning, judgment and social cognition. *Annual Review of Psychology*, 59, 255–78.
- und Stanovich, Keith E. (2013): Dual-process theories of higher cognition: advancing the debate. *Perspectives on Psychological Science*, 8, 223–241.

- Feltz, Adam, und Edward T. Cokely (2009): Do judgments about freedom and responsibility depend on who you are? *Consciousness and Cognition*, 18, 342–350.
- Fischer, Eugen (2011a): *Philosophical Delusion and its Therapy*. New York: Routledge.
- (2011b): How to practise philosophy as therapy: Philosophical therapy and therapeutic philosophy. *Metaphilosophy*, 42, 49–82.
- (2014): Philosophical intuitions, heuristics, and metaphors. *Synthese*, 191, 569–606.
- und John Collins (Hg.) (2015a): *Experimental Philosophy, Rationalism and Naturalism. Rethinking Philosophical Method*. London: Routledge.
- und John Collins (2015b): Rationalism and Naturalism in the Age of Experimental Philosophy. In: dies. (Hg.), *Experimental Philosophy, Rationalism and Naturalism*, 3–33. London: Routledge.
- und Paul. E. Engelhardt (i. E.): Intuitions’ linguistic sources: Stereotypes, intuitions, and illusions. *Mind and Language*.
- , Paul E. Engelhardt und Aurelie Herbelot (2015): Intuitions and illusions. From explanation and experiment to assessment. In: E. Fischer und J. Collins (Hg.), *Experimental Philosophy, Rationalism and Naturalism*, 259–292. London: Routledge.
- Fodor, Jerry (1975): *The Language of Thought*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Foot, Philippa (1967): The problem of abortion and the doctrine of double effect. *Oxford Review*, 5, 5–15.
- Frederick, Shane (2005): Cognitive reflection and decision making. *Journal of Economic Perspectives* 19, 24–42.
- Ganeri, Jonardon, und Clare Carlisle (Hg.) (2010): *Philosophy as Therapiea. Royal Institute of Philosophy Supplement 66*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gendler, Tamar, und John Hawthorne (Hg.) (2002): *Conceivability and Possibility*. Oxford: Oxford University Press.
- Gerken, Mikkel (2013): Epistemic focal bias. *Australasian Journal of Philosophy*, 91, 41–61.
- und James Beebe (2014): Knowledge in and out of contrast. *Nous*. DOI, 10.1111/nous.12064.
- Gettier, Edmund (1963): Is justified true belief knowledge? *Analysis*, 23, 121–123.
- Gigerenzer, Gerd (2011): Personal reflections on theory and psychology. *Theory and Psychology*, 20, 733–743.
- Goldman, Alvin (1976): Discrimination and perceptual knowledge. *Journal of Philosophy*, 73, 771–791.
- (1999): A priori warrant and naturalistic epistemology. *Philosophical Perspectives*, 13, 1–28.
- (2007): Philosophical intuitions: their target, their source, and their epistemic status. *Grazer Philosophische Studien*, 74, 1–26.
- Grundmann, Thomas, Joachim Horvath und Jens Kipper (Hg.) (2014): *Die Experimentelle Philosophie in der Diskussion*. Berlin: Suhrkamp.
- Haug, Matthew (Hg.) (2014): *Philosophical Methodology: The Armchair or the Laboratory?* London: Routledge.

- Hempel, Carl Gustav (1935): Analyse logique de la psychologie. *Revue de Synthèse*, 10, 27–42.
- Jackson, Frank (1982): Epiphenomenal qualia. *Philosophical Quarterly*, 32, 127–136.
- (1998): *From Metaphysics to Ethics. A Defence of Conceptual Analysis*. Oxford: Oxford University Press.
- Jenkins, Carrie S. I. (2014a): Merely verbal disputes. *Erkenntnis*, 79, 11–30.
- (2014b): Intuition, ›intuition‹, concepts and the a priori. In: A. Booth und D. Rowbottom (Hg.), *Intuitions*, 91–115. Oxford: Oxford University Press.
- Jones, Edward E. und Richard E. Nisbett (1972): The actor and the observer: Divergent perceptions of the causes of behavior. In: E. E. Jones, D. E. Kanouse, H. H. Kelley, R. E. Nisbett, S. Valins und B. Weiner (Hg.), *Attribution: Perceiving the Causes of Behavior*, 79–94. Morristown, NJ: General Learning Press.
- Kant, Immanuel (1787/1956): Kritik der reinen Vernunft. Darmstadt: WBG.
- Kahneman, Daniel (2011): *Thinking Fast and Slow*, London: Allen Lane.
- und Shane Frederick (2002): Representativeness revisited: Attribute substitution in intuitive judgment. In: T. Gilovich, D. Griffin und D. Kahneman (Hg.): *Heuristics of Intuitive Judgement*, 49–81. New York: Cambridge University Press.
- und Shane Frederick (2005): A model of heuristic judgment. In: K. J. Holyoak und R. Morrison (Hg.), *The Cambridge Handbook of Thinking and Reasoning*, 267–293. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kauppinen, Antti (2007): The rise and fall of experimental philosophy. *Philosophical Explorations*, 10, 95–118.
- Knobe, Joshua (2015): Experimental philosophy is cognitive science. In: J. Sytma und W. Buckwalter (Hg.), *Blackwell Companion to Experimental Philosophy*. Malden, MA: Wiley Blackwell.
- und Shaun Nichols (2008): An experimental philosophy manifesto. In: dies. (Hg.), *Experimental Philosophy*, 3–14. Oxford: Oxford University Press.
- Koriat, Asher (2007): Metacognition and consciousness. In: P. D. Zelazo, M. Moscovitch und E. Thompson (Hg.), *The Cambridge Handbook of Consciousness*, 289–326. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kornblith, Hilary (2002): *Knowledge and its Place in Nature*. Oxford: Oxford University Press.
- (2014): *A Naturalistic Epistemology*. Oxford: Oxford University Press.
- (2015): Against naturalistic defences of intuition. In: E. Fischer und J. Collins (Hg.): *Experimental Philosophy, Rationalism, and Naturalism*, 151–168. London: Routledge.
- Kripke, Saul (1980): *Naming and Necessity*. Oxford: Blackwell.
- Kuhn, Thomas (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ladyman, James, und Don Ross (2007): *Every Thing Must Go. Metaphysics Naturalised*. Oxford: Oxford University Press.
- Lam, Barry (2010): Are Cantonese-speakers really descriptivists? Revisiting cross-cultural semantics. *Cognition*, 115, 320–329.

- Leben, Derek (2014): When psychology undermines beliefs. *Philosophical Psychology*, 27, 328–350.
- Lehrer, Keith, und Thomas Paxton (1966): Knowledge: undefeated justified true belief. *Journal of Philosophy*, 66, 225–237.
- Levin, Janet (2009): Functionalism. In: N. Zalta (Hg.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Summer 2009 Edition). URL = <http://plato.stanford.edu/archives/sum2009/entries/functionalist/>.
- Lewis, David (1972): Psychophysical and theoretical identifications. *Australasian Journal of Philosophy* 50, 249–258.
- (1983): *Philosophical Papers, vol. 1*. Oxford: OUP.
- (1994): Reduction in Mind. In: S. Guttenplan (Hg.): *A Companion to the Philosophy of Mind*, 412–431. Oxford: Blackwell.
- Ludwig, Kirk (2007): The epistemology of thought experiments: First person versus third person approaches. *Midwest Studies in Philosophy*, 31, 128–159.
- Machery, Edouard (2015): The illusion of expertise. In: E. Fischer und J. Collins (Hg.): *Experimental Philosophy, Rationalism, and Naturalism*. London: Routledge.
- Mercier, Hugo, und Dan Sperber (2009): Intuitive and reflective inferences. In: J. S. B. T. Evans und K. Frankish (Hg.): *In Two Minds: Dual Processes and Beyond*. Oxford: Oxford University Press.
- Moore, George Edward (1939): Proof of an external world. *Proceedings of the British Academy*, 25, 273–300.
- Moors, Agnes, und Jan De Houwer (2006): Automaticity: a theoretical and conceptual analysis. *Psychological Bulletin*, 132, 297–326.
- Moss, Laurence S. (2012): The role of mathematical methods in the philosophy of language. In: G. Russell und D. G. Fara (Hg.): *The Routledge Companion to Philosophy of Language*, 533–543. New York: Routledge.
- Nadelhoffer, Thomas, Tr. Kvaran und E. Nahmias (2009): Temperament and intuition: A commentary on Feltz and Cokely. *Consciousness and Cognition*, 18, 351–355.
- Nagel, Jennifer (2012): Intuitions and experiments: a defence of the case method in epistemology. *Philosophy and Phenomenological Research*, 85, 495–527.
- Valerie San Juan und Raymon A. Mar (2013): Lay denial of knowledge for justified true beliefs. *Cognition*, 129, 652–661.
- Nahmias, Eddy, und Dylan Murray (2010): Experimental philosophy on free will. In: J. Aguilar et al. (Hg.): *New Waves in Philosophy of Action*. Basingstoke: Palgrave.
- Nelson, Hazel (2005): *Cognitive-behavioural Therapy with Delusions and Hallucinations*. 2. Aufl. Cheltenham: Nelson Thornes.
- Nichols, Shaun, und Joshua Knobe (2007): Moral responsibility and determinism. *Nous* 41, 663–685.
- Nisbett, Richard E. (2003): *The Geography of Thought*. New York: Free Press.
- Norton, John (1996): Are thought experiments just what you thought? *Canadian Journal of Philosophy*, 26, 333–366.
- Oppenheimer, Daniel M. (2004): Spontaneous discounting of availability in frequency judgment tasks. *Psychological Science*, 15, 100–105.

- Parsons, Charles (1995): Platonism and mathematical intuition in Kurt Gödel's thought. *The Bulletin of Symbolic Logic*, 1, 44–74.
- Peacockce, Christopher (1986): Explanation in computational psychology: Language, psychology, and level 1.5. *Mind and Language* 1, 101–123.
- Petrinovich, Lewis, und Patricia O'Neill (1996): Influence of wording and framing effects on moral intuitions. *Ethology and Sociobiology*, 17, 145–171.
- Pinillos, Angel, Nick Smith, Gopal Shyam Nair, Peter Marchetto and Cecilia Mun (2011): Philosophy's new challenge. *Mind and Language*, 26, 115–139.
- Plantinga, Alvin (1993): *Warrant and Proper Function*. Oxford: OUP.
- Pohl, Rüdiger (Hg.) (2004): *Cognitive Illusions*. New York: Psychology Press.
- Pust, Joel (2000): *Intuitions as Evidence*, London: Garland.
- (2012): Intuition. In E.N. Zalta (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2012 Edition), <http://plato.stanford.edu/archives/win2012/entries/intuition/>.
- Putnam, Hilary (1975): *Philosophical Papers: Volume 2. Mind, Language and Reality*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Quine, Willard Van Orman (1953): Two dogmas of empiricism. In seinem *From a Logical Point of View*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Raatzsch, Richard (2014): *Philosophiephilosophie*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Rawls, John (1971): *A Theory of Justice*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Rey, Georges (1998): A naturalistic a priori. *Philosophical Studies*, 92, 25–43.
- Rosch, Eleanor (1975): Cognitive representation of semantic categories. *Journal of Experimental Psychology*, 104, 192–233.
- Russell, Bertrand (1905): On denoting. *Mind*, 14, 479–493.
- (1918): The philosophy of logical atomism. *The Monist*, 29, 190–222.
- Ryle, Gilbert (1949): *Concept of Mind*. London: Hutchinson.
- Schaffer, Jonathan, und Joshua Knobe (2012): Contrastive Knowledge Surveyed. *Nous* 46, 675–708.
- Seyedsayamdost, Hamid (2015a): On normativity and epistemic intuitions: Failure of replication. *Episteme*, 12, 95–116.
- (2015b): On gender and philosophical intuition: Failure of replication and other negative results. *Review of Philosophy and Psychology*, 28, 642–673.
- Shieber, Joseph (2012): A partial defence of intuition on naturalist grounds. *Synthese*, 187, 321–341.
- Simmons, Joseph P., und Leif D. Nelson (2006): Intuitive confidence: Choosing between intuitive and non-intuitive alternatives. *Journal of Experimental Psychology: General* 135, 409–428.
- Slooman, Steven A. (1996): The empirical case for two systems of reasoning. *Psychological Bulletin*, 119, 3–22.
- Smith, David (2002): *The Problem of Perception*. Cambridge, MA: Harvard UP.
- Sosa, Ernest (1998): Minimal intuition. In: M. DePaul und W. Ramsay (Hg.): *Rethinking Intuition* (S. 257–70). Lanham: Rowman and Littlefield.
- (2007): Intuitions: their nature and epistemic efficacy. *Grazer Philosophische Studien*, 74, 51–67.

- Stich, Stephen, und Kevin Tobia (2015): Experimental philosophy and the philosophical tradition. In: Justin Sytsma und Wesley Buckwalter (Hg.), *Blackwell Companion to Experimental Philosophy*. Malden, MA: Wiley Blackwell.
- Thompson, Valerie A., Jamie A. Prowse Turner und Gordon Pennycook (2011): Intuition, reason, and metacognition. *Cognitive Psychology*, 63, 107–140.
- Thomson, Judith J. (1971): A defence of abortion. *Philosophy and Public Affairs*, 1, 47–66.
- (1985): The trolley problem. *Yale Law Journal*, 94, 1395–1415.
- Tobia, Kevin, Wesley Buckwalter und Stephen Stich (2012): Moral intuitions: Are philosophers experts? *Philosophical Psychology*, 26, 629–638.
- Turri, John (2013): A conspicuous art: putting Gettier to the test. *Philosophers' Imprint*, 13, 1–16.
- Tucker, Chris (2013): Seemings and justification: An introduction. In: Chris Tucker (Hg.), *Seemings and Justification: New Essays on Dogmatism and Phenomenal Conservatism*, Oxford: OUP.
- van Inwagen, Peter (1997): Materialism and the psychological-continuity account of personal identity. In: J. Tomberlin (Hg.): *Philosophical Perspectives 11: Mind, Causation, and World*, 305–319. Boston: Blackwell.
- Weinberg, Jonathan M. (2014): Cappelen between a rock and a hard place. *Philosophical Studies* 171, 545–553.
- (2015): Humans as instruments, on the inevitability of experimental philosophy. In: E. Fischer und J. Collins (Hg.): *Experimental Philosophy, Rationalism, and Naturalism*, 171–187. London: Routledge.
- , S. Nichols und S. Stich (2001): Normativity and epistemic intuitions. *Philosophical Topics*, 29, 429–460.
- Weinberg, Jonathan M., J. Alexander, C. Gonnerman und S. Reuter (2012): Restrictionism and reflection. *The Monist*, 95, 200–222.
- Weisberg, Jonathan (2015): Formal Epistemology. In: E. N. Zalta (Hg.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. URL = <http://plato.stanford.edu/archives/sum2015/entries/formal-epistemology/>.
- Werning, Markus, Wolfram Hinzen und Edouard Machery (2012): *Oxford Handbook of Compositionality*. Oxford: Oxford University Press.
- Winograd, Terry (1972): *Understanding Natural Language*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Williamson, Timothy (2007): *The Philosophy of Philosophy*. Oxford: Blackwell.
- (2011): Philosophical expertise and the burden of proof. *Metaphilosophy*, 42, 215–229.
- Wittgenstein, Ludwig (1953): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Wright, Crispin (1986): How can a theory of meaning be a philosophical project? *Mind and Language* 1, 31–44.
- Wright, Jennifer C. (2010): On Intuitional Stability: the clear, the strong, and the paradigmatic. *Cognition* 115, 491–503.